

Prolog

Wenn sie die Augen schloss, war da nur noch der Wind.

Die anderen Mitglieder des Teams, ausnahmslos Männer, waren weit genug entfernt, dass ihre Stimmen nur dann zu Hazel Fairchild drangen, wenn sie einander etwas zuriefen. Doch weil Zurufe unter Ingenieuren ein verpöntes Mittel zur Kommunikation waren – man konnte sich viel besser miteinander verständigen, wenn man in einem sachlichen Ton argumentierte – und weil Clarence und seine Männer schon seit gut einer Stunde weg waren, um die Wasservorräte aufzufüllen, blieb nur Stille. Stille und das leise Winseln des Windes, der den Wüstensand aufstieben ließ, sodass immer wieder feinste Körnchen über den Theodoliten rieselten.

Hazel hob den Kopf und rieb sich das Auge, mit dem sie schon viel zu lange durch das Fernrohr des funkelnden Messinstruments starrte. Mehr im Reflex wischte sie die Sandkörner von der glatt polierten Platte, die den Aufbau trug. Den Theodoliten hatte Daddy erst vor wenigen Wochen von London nach Kairo bringen lassen, nachdem der Vizekönig von Ägypten seine Bewilligung des Baus bestätigt hatte und damit neue Gelder frei wurden. So ein Gerät kostete viel Geld. Daddy war kein armer Mann, aber nur ein Krösus hätte einfach mal so einen Theodoliten in die Wüste zwischen Suez und dem Mittelmeer gebracht.

Sie blinzelte sich Sand aus den Augen und sah sich um. Vor ihr nur Wüste. Dünen. Sand. In ihrem Rücken, eigentlich viel zu weit weg, die anderen, eine Gruppe von unpassend gekleideten, hochgebildeten Herren, die durch Ferngläser schauten und sich über Tische mit Bergen von Papier beugten. Noch weiter weg, gerade noch sichtbar am Horizont, reckten sich die hellbraunen Sandsteinfelsen in den hitzeflirrenden Himmel, die den ausgetrockneten Timsah-See eingrenzten. Nur noch wenige Wochen, dann würde Wasser aus dem Mittelmeer den See erreichen und ihn langsam zu fluten beginnen. Was für ein Augenblick! Zum letzten Mal war zu Zeiten der Pharaonen Wasser in dieses Becken geflossen.

Stauend hatte sie in dem Becken gestanden, vor wenig mehr als zwei Monaten, als Daddy endlich ihr Flehen erhört und sie mit nach Ägypten genommen hatte. Stauend sich im Kreis gedreht, die ausgetrocknete Erde betrachtet, die wenigen Wacholderbüsche, die sich ans Leben krallten, struppige Gräser, eine Beduinenfamilie, die im Schatten eines Überhangs rastete, ehe sie ihre kleine Ziegenherde nach Norden weitertrieb, entlang der Furchen und Rillen, mit denen William Fairchild und die anderen, hauptsächlich aus Frankreich stammenden Ingenieure den Weg des zukünftigen Kanals markierten. Seit drei Jahren war Daddy in Ägypten, plante mit an diesem Bau, der die ganze Welt verändern würde. Gerade noch rechtzeitig hatte er sie endlich mitgenommen, damit sie diesen See, der keiner war, sehen konnte, ehe er einer wurde.

Sie wandte sich nach vorn. Vor ihr lag nichts als gleißend heller Sand, Dünen, über denen die Hitze flimmerte und flirrte. Doch sie wusste, das war nur der nächste Abschnitt. Vor ihr, so weit weg, dass man sie nicht einmal ahnen konnte, lagen die Bitterseen. Noch mehr ausgetrocknete Salztäler, durch die der Kanal einmal führen würde. Die Aufgabe des Teams war es jetzt, den genauen Pfad zu markieren, der sich vom Timsah zu den Bitterseen graben würde.

Sie sollte nicht so weit entfernt von den anderen sein. Aber deren Diskussionen dauerten ihr zu lang, und sie wollte die Wüste sehen. Deshalb war sie hier. Für die Stille. Das Wispern des Windes. Das leise Knistern, mit dem der Wind Sandkörner über ihr Kleid trieb. Sie wusste selbst, wie unpassend sie für diesen Ort gekleidet war, aber es gab Dinge, bei denen Daddy nicht mit sich reden ließ. Sie

befand sich als einzige Frau in der Gesellschaft von Männern. Die gut situierten Ingenieure hätten die Nase gerümpft, wenn sie, eine Lady, sich nicht wie eine kleidete. Die Soldaten hingegen, die unter dem Kommando von Clarence standen, kämen vielleicht auf dumme Gedanken. Also trug sie in der Wüste ein Reisekleid, beschwert von unbequemen Reifröcken, und blickte durch das Fernrohr eines Theodoliten, weil ihr die Augen davon wehtaten, dass sie versucht hatte, die unleserlichen Zahlen, die die Männer auf zerknittertes Papier schrieben, zu entziffern. Sie wollte eigene Zahlen schreiben. Wollte diesem Bau ihren Stempel aufdrücken, wie es die Männer taten.

Der Wind nahm an Stärke zu. Sie senkte wieder das Auge auf das Fernrohr, änderte Winkel und Stellung des Spiegels. Sand geriet in die hauchzarten Verschraubungen, es knirschte, als sie an dem Rädchen drehte. Sie fluchte, nicht gerade leise, aber da war niemand, der sie hören konnte.

Dann Stimmen. Dumpfes Dröhnen. Verwirrt hob sie den Kopf. Arabische Stimmen, die brüllten. Das Dröhnen waren die Hufe von Kamelen, die über die Sanddünen galoppierten, als wäre das nichts. Männer auf den Rücken der Kamele, hinter denen lange, blendend weiße Stoffbahnen flatterten. Was sie in ihren braunen Händen schwenkten, waren Gewehre, aber Hazel erkannte es zu spät. Das war unmöglich! Es gab keinen Krieg mit den Bewohnern dieser Wüste. Immer und immer wieder hatten sie es ihr versichert, Daddy und Monsieur de Lesseps. Niemals hätte William Fairchild ihr erlaubt, ihn zu begleiten, wenn es anders gewesen wäre. Warum griffen diese Beduinen die Baustelle an?

Keine Zeit! Sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie raffte die unhandlichen Röcke, drehte sich um, rannte. Ihr Herz heulte auf vor Schmerz um den Theodoliten, den sie zurücklassen musste. Er war zu groß und zu schwer für ihre Hände. Das Scheppern und Krachen, als eines der Kamele gegen das wertvolle Gerät getrieben wurde, ging ihr durch und durch.

Sie hatte keine Chance. Sie war viel zu weit weg. Hinter ihr kam das Schnaufen eines der Reittiere näher. Wie das wütende Schnauben eines Drachen. Jetzt schon fast bei ihr. So nah, viel zu nah. Sie biss die Zähne zusammen, rannte, sackte bis zu den Knöcheln in den weichen Sand, rutschte mit jedem Schritt vorwärts, den sie tat, zwei Schritte zurück. Sie rannte um ihr Leben. Arabische Stimmen, ein hässliches, tiefes Lachen. Jemand packte sie, griff in den Stoff im Nacken ihres Kleides, zerrte an ihr, sodass sie den Boden unter den Füßen verlor. Sie schrie. Wo war der verdammte Clarence Whitby, wenn man ihn brauchte? Sie zappelte, strampelte. Aber der Mann, der sie ergriffen hatte, war hundertmal stärker als sie und ignorierte lachend, wie sie sich wehrte. Er zog sie vor sich auf das Kamel. Ihre Reifröcke wölbten sich, hoben den schweren Stoff des Reisekleides, sodass jeder, der wollte, darunterschauchen konnte. Gelächter und Pfeifen versicherten ihr, dass jeder wollte. Zurufe, Johlen. Immer weiter schlug sie um sich, wehrte sich, mit allem, was sie hatte. Das würde nicht geschehen. Das durfte nicht geschehen. Und wenn sie sich wehren würde, bis sie ihr die Kehle durchschnitten, aber Hazel Fairchild hatte in ihrem Leben gelernt, sich durchzusetzen, ganz egal, was das Leben nach ihr warf. Auch eine Horde Wilder würde das nicht ändern.

Der Mann nahm sie bäuchlings vor sich, zwischen den Hals und den Höcker seines Reittieres. Unpassenderweise erinnerte sie sich ausgerechnet jetzt daran, dass sie sich oft gefragt hatte, wie es sich anfühlen mochte, auf einem Kamel zu reiten. Aber so hatte sie das nicht herausfinden wollen. Sie strampelte, schrie, schlug um sich und erwischte mit den Fingernägeln ein Stück Haut am Arm ihres Peinigers. Er fluchte und verpasste ihr einen Hieb in den Nacken, der sie kurzzeitig außer Gefecht setzte. Die ganze Zeit über wurde das Kamel nicht einmal langsamer, merkte sie, der Ritt ging weiter, auf das Camp zu.

Sand, aufgewirbelt von unbeschlagenen Hufen, drang in ihre Augen, vernebelte ihr die Sicht, aber sie konnte im Näherkommen hören, dass beim Camp Aufruhr ausgebrochen war. Sie würden Waffen haben, oder? Sie würden sie befreien und diese Wilden in die Flucht schlagen. Geschrei. Schüsse

fielen, ganz nah. Das waren nicht die Ingenieure, das waren die Waffen, die die Wilden geschwenkt hatten, so nah. Und Hauptmann Whitby und seine Soldaten, die das Camp bewachen sollten, waren fort, Wasser holen. Keiner dieser Ingenieure trug Waffen, weil sie nicht damit umgehen konnten. Sie vernahm Schreie und glaubte, ihren Namen zu hören. Die Ersatzpferde der Wachmannschaft, die bei einem Wasserreservoir zusammenstanden, wieherten entsetzt. Der Mann, vor dem Hazel auf dem Kamel lag, hielt sein Tier an und schien das Geschehen aus einiger Entfernung zu betrachten. Hazels Hoffnung, dass die Wilden sie vielleicht gegen Geld oder Wertsachen bei den Ingenieuren eintauschen würden, versickerte so schnell, wie sie aufgekommen war.

„Daddy!“, schrie sie, zappelte, Tränen der Verzweiflung liefen ihr aus den Augen. „Daddy! Clarence!“ Verdammter, dreimal verfluchter Clarence Whitby. Er hätte sie bewachen sollen. Andere, in diesem Augenblick deplatzierte, Gedanken schossen in ihren Kopf, hinterließen schmerzende Einschusslöcher und verschwanden wieder. War Wasser zu holen überhaupt schon nötig gewesen? Das Reservoir war halb voll gewesen, als sie am Morgen ihren eigenen Schlauch aufgefüllt hatte, ehe sie das Camp in südlicher Richtung hinter sich ließ. Wut überlagerte die Verzweiflung. Wut auf Clarence, der sich aus purer Langeweile eine andere Aufgabe gesucht hatte, statt zu tun, wofür er bezahlt wurde. Oh, er würde bezahlen. Er würde dafür bezahlen, dass er sie hier allein gelassen hatte, ungeschützt, ausgeliefert. Es würde der Moment kommen, an dem sie einen Menschen traf, der ihr zuhören würde, der aufklären würde, was diese barbarischen Reiter für einen Irrsinn im Kopf gehabt hatten, als sie das Lager überfielen. Solange sie sich an ihre Wut klammerte, an ihren Zorn, so lange war sie kein Opfer. Sie trat nach dem Reiter, kreischte, versuchte sich aufzurichten, irgendwie von diesem verdammten Kamel zu gleiten. Das hier, das passierte nicht wirklich. Nicht Hazel Fairchild.

Der Mann hinter ihr stieß ein böses Knurren aus. Im nächsten Moment traf sie etwas im Nacken, und die Welt versank in Schwärze.

Kapitel 1

Kinderlachen perlte über die Mauer, die den repräsentativen Innenhof des Palastes vom hinteren Garten trennte. Jauchzen. Ein Spritzen, als ein Körper aus großer Höhe im Wasser landete. Der Garten war der Familie von Scheich Djamal vorbehalten.

Nasir verzog das Gesicht, als hätte er Schmerzen. Schmunzelnd beugte sich Djamal ein wenig vor. Er wartete. Einem Sklaven hätte er ohne zu zögern für dieses Gesicht die Hand abgeschlagen. Bei wiederholter Respektlosigkeit den Kopf, vielleicht mit ein wenig mehr Skrupel. Nasir aber war kein Sklave. Das Einzige, was Djamal ihm antun konnte, war, ihm seine beiden besten Pferde abzufordern, und auch das nur, wenn Nasir das Gesicht wiederholte. Aber der Ratsmann, der schon seinem Vater gedient hatte, wusste das so gut wie er. Er hätte sich eher selbst kastriert, als sich noch einmal eine Blöße zu geben.

Djamal gegenüber saß Azad und ließ sich ungeniert eine gezuckerte Dattel nach der anderen auf der Zunge zergehen. Djamal gab Kifah ein Zeichen. Grazil erhob sich die Konkubine von der Decke zu seinen Füßen und nahm den leeren Silberteller auf, um ihn durch einen neuen, gut gefüllten, zu ersetzen. Auffordernd hielt Azad ihr seine leere Teeschale entgegen, ohne sie dabei auch nur anzusehen. Mit einem Blick aus dem Augenwinkel verständigte sie sich mit Djamal, ehe sie nachschenkte und sich dann wieder zu seinen Füßen niederließ. Sie rieb mit der Hand, an der zwei Finger fehlten, über ihren Oberschenkel. Kifah stammte aus dem Haus von Azad, eine entfernte Verwandte, mit der der Onkel sich vor Jahren einmal aus einer ähnlichen Lage herausgekauft hatte.

Familien sind eine Seuche, dachte Djamal und grinste seinen Onkel kalt an. Dicht unter der Oberfläche brodelte sein Zorn, aber ebenso wie Nasir wusste er es besser, als seine Gefühle offen zur Schau zu tragen. Du, Oheim, dachte er bitter, weißt nur zu gut, dass die Bande zwischen uns stärker sind als dein Ungehorsam. Das nutzt du seit dreizehn Jahren aus, und wenn es mich eines gelehrt hat, dann, dass ich vor dir auf der Hut sein muss.

„Ich kann meine Beute gern mit dir teilen, Neffe“, sagte Azad mit vollem Mund. „Was willst du haben? Ich hab Waffen, Pferde ... und ein paar von diesen seltsamen Geräten, mit denen sie Messungen machen. Allah allein weiß, was man damit tut, aber du kannst sie sicher versilbern. Ich lasse sie dir hier.“

„Versilbern, damit meinst du, ich soll sie zu den Baustellen bringen und dort verkaufen? Damit deine Untat auf mich zurückfällt?“

Azad lachte. „Du kannst es auch lassen und versuchen, selbst Sinn in diese Dinger zu bringen. Ich kann sie nicht gebrauchen und lasse sie hier. Münzen kannst du auch haben. Was ist mit Pferden?“

„Warum sollte ich von dir zur Besänftigung Gegenstände annehmen, die dir wertlos sind?“

„Weil du klüger bist als ich, Djamal, Großer Neffe. Nicht wahr? Sicher kannst du diese Geräte ganz leicht zuordnen. Du hast ja auch deinen viel gerühmten Gelehrten, der deine Kinder ...“

„Drei Pferde“, unterbrach Djamal ihn. Das Kreischen der Kinder am künstlich angelegten Teich im Garten schwoll an. Ein Streit. Er gab Nasir einen Wink, und der Alte erhob sich ächzend, um seiner Aufgabe nachzugehen. „Drei Pferde für deinen Ungehorsam, Azad, und das Versprechen, dass du in deine Gebiete im Osten zurückkehrst und Suez in Ruhe lässt.“

„Wir sind uns damals einig gewesen, dass wir diesen Kanal nicht wollen. Er ist der Beginn unseres Untergangs. Doch seit sie angefangen haben zu graben, hast du keinen Finger gerührt. Man könnte glauben, du bist zu Said Pascha unter die Decke gekrochen und schäkerst mit ihm.“

„Vier Pferde“, sagte Djamal ungerührt. Azad war Clanführer, kein Ratsmann, Djamal war ihm keine Rechenschaft schuldig hinsichtlich seiner Meinung zu dem Kanalbau, erst recht nicht, nachdem der Onkel ohnehin schon gehandelt und die Beziehungen der Tiyaha-Beduinen zu den ausländischen Bauherren geschädigt hatte. Er verdrehte die Augen, als die Stimmen am Teich immer weiter anschwellen, Diskussionen zwischen seinen beiden ältesten Söhnen und ihrem alten Lehrmeister. Er hob den Kopf. Am Fenster des Gemachs von Nuur rührten sich die Vorhänge. Ihr Gesicht konnte er nicht erkennen, aber er wusste, dass sie da war. Nuur hasste Azad. Sie hasste jeden, der ihrem Sohn in all den Jahren die Würde des Scheichs über alle Tiyaha streitig gemacht hatte. Die meisten von ihnen, Brüder und Vettern seines Vaters, hatten ihn inzwischen zähneknirschend akzeptiert. Keiner stellte sich mehr auf eine Weise gegen Djamals Entscheidungen wie Azad es tat, der jüngste überlebende Bruder von Tariq, der immer wieder mit seinen schnellen Reitern seine Gebiete im Osten der Sinai-Wüste verließ und in Djamals eigenen Besitzungen an der Westküste der Halbinsel Unruhe stiftete. Azad machte auch vor den Ländereien nicht halt, die anderen Beduinenstämmen

gehörten, wenn er damit Djamals Reputation bei diesen Stämmen ankratzen konnte. Dieses Mal waren es Gebiete gewesen, die Scheich Ismail und den Hamadin gehörten. Der Frieden mit den Hamadin war brüchig genug. Djamal konnte keinen Unruhestifter in der Gegend gebrauchen.

Er stand auf. Kifah folgte seinem Beispiel, dann die Ratsleute. Erst zum Schluss, nach kräftigem Zögern, gab Azad seinen Begleitern ein Zeichen, und auch sie erhoben sich. Der Geruch von Salzwasser und fremdländischen Blumen hing über der Residenz, wehte herüber aus dem Garten, in dem die Kinder spielten. Eine tiefrote Stoffbahn hatte sich aus ihrer Verankerung gelöst und flatterte über den Hof. Azad rümpfte die Nase, wohl, weil er die Haushaltung seines Neffen unwürdig und schäbig fand. Beduinen waren Nomaden, sie besaßen Zelte, keine Paläste. Djamal erinnerte sich nur zu gut daran, wie Azad nach Tariqs Tod lautstark gefordert hatte, Zenima abzureißen und die alten Traditionen wieder herzustellen, ehe ein ganzes Volk verweichlichte.

Ohne auf Azads Naserümpfen einzugehen, geleitete Djamal, wie es sich geziemte, seinen Gast und dessen Gefolge über den Hof und zum weit offen stehenden Portal, von dem aus der Blick hinausging über den Khalish, den die Fremden den Golf von Suez nannten. Die Sonne glitzerte auf dem ruhig daliegenden Wasser. Fischer warfen in Ufernähe Netze aus ihren Booten.

Azad hatte für all das keinen Blick. Er strebte zu dem Rest seiner Männer, Sklaven und Krieger, die eine Gruppe Pferde und Kamele bewachten. „Such dir welche aus, Großer Neffe“, rief er, während er sich auf den Rücken seines reich mit glitzerndem Zaumzeug ausgerüsteten Reitkamels schwang. „Aber beeile dich, ich habe nicht viel Zeit.“

„Wie kommt es? Bis eben machtest du nicht den Eindruck, als hättest du es besonders eilig, von meinen Datteln wegzukommen.“

„Da du deine ohnehin miserable Gastfreundschaft nicht auf eine Einladung zur Übernachtung auszudehnen gedenkst, muss ich zusehen, heute noch bis zum Kloster zu kommen.“

Sicher, als ob die Christenmönche den wilden Azad einlassen würden. Wahrscheinlich würde er sich mit Gewalt Zutritt verschaffen, und wieder würde Djamal ihn zu sich beordern müssen. Es war ermüdend, aber unumgänglich. Er durfte sich im Umgang mit Azad keine Schwäche erlauben, sonst würde er alles verlieren, das wussten sie beide.

Er trat zwischen die Beutepferde, leicht zu erkennen an ihren europäischen Zaumzeugen, teilweise sogar noch gesattelt. Er fand Blutspritzer an einem der Sättel. Als er sich Azad zuwandte, um ihn auf die Blutspritzer anzusprechen, blieb sein Blick an einer Sklavin hängen, die auf einem der Kamele vor einem Krieger mit vernarbtem Gesicht saß. Für einen Augenblick war es, als stünden seine Füße auf einer Wanderdüne, so sehr schwankte der Boden.

Sie war schön wie ein Engel.

Augen von der Farbe des Khalish. Ihre Haut war so hell, dass sie, ungeschützt unter sengender Wüstensonne, bereits zu tiefem Rot verbrannte, doch den Mann, dessen Arm sie auf dem Kamel festhielt, störte das nicht. Lediglich ein Tuch hatten sie ihr um den Kopf geschlungen und verknötet, darunter quollen sandfarbene Locken über schmale Schultern. Ihre Kleidung bestand aus Stoffen, wie er sie zuletzt als Kind im Gemach seiner Mutter gesehen hatte. Leinen und Baumwollgewebe aus Europa, aber sie trug sie nicht so wie die Französinen und Engländerinnen, die er in den Straßen von Alexandria und Kairo gesehen hatte. Es wirkte, als fehlte etwas. Als hätten Azads Männer ihr die Kleidung gestohlen und lediglich die Unterkleidung gelassen.

Wut brodelte in ihm auf. Was hatten sie sonst mit dieser Frau gemacht? Was auch immer es war, er würde nicht zulassen, dass sie ihr noch mehr Leid zufügten.

Ihre Augen weiteten sich, als sie bemerkte, dass er nicht von ihr wegsehen konnte. Sie drückte sich an den Mann hinter ihr, der daraufhin zufrieden grinste. Eine dreckige Hand schob sich auf ihre Brust. Das Mädchen begann zu zappeln. Die Wut in Djamals Innerem wurde zu glühendem Zorn.

„Du hast bei deinem Überfall eine Frau gestohlen?“, wandte er sich an Azad, um einen neutralen Tonfall bemüht.

„Sieht so aus.“ Wenn Azad lächelte, konnte man sehen, dass in seinem Mund mehrere Zähne fehlten.

„Es hieß, der Überfall galt einem Lager von ... Ingenieuren.“ Das Wort kam Djamal nicht besonders leicht über die Zunge, wenn es zwischen arabische Worte verpackt war.

„Wie auch immer du diese Männer nennen willst, die unsere Wüste durchschneiden.“ Azad spuckte vom Pferd herunter aus. „Sie hatte dort nichts verloren. Ihre Schuld, würde ich sagen. Sie wird mir Freude machen. Jetzt such dir die Gäule aus, damit wir Land gewinnen können. Dein Salzwasser hier sorgt für eine Kruste auf meinen Lippen, und das macht durstig.“

Im Leben nicht würde er die Frau in Azads Obhut belassen. Djamal trat von den Pferden zurück.

„Behalte die Pferde. Ich nehme die Sklavin.“

„Das könnte dir so passen. Großer Neffe, du hast drei Ehefrauen und mindestens sechs Konkubinen, zumindest ist das der letzte Stand der Dinge, von dem ich weiß. Was willst du mit ihr?“

Sie vor dir beschützen. „Vermutlich dasselbe, was du mit ihr willst. Mit dem Unterschied, dass sich deine vierzehn Frauen in Zelten wälzen und du sie schon seit Jahren kaum noch ernähren oder standesgemäß für sie sorgen kannst. Deine Krieger brauchen die Pferde, aber du brauchst keine weitere Frau. Es ist ein fairer Handel.“

„Fair für wen?“

„Für alle.“ Inklusiv des Mädchens, fügte er in Gedanken hinzu.

Azad legte die Arme über den Sattel und lehnte sich vor. Angestrengt dachte er nach, schob ein Stück Kautabak zwischen seinen verbliebenen Zähnen herum. Schließlich gab er dem Vernarbten einen Wink. Der Mann runzelte unwillig die Stirn, fügte sich aber und trat seinem Kamel in die Seiten. Fester umklammerte er die Mitte der Frau, und als er sich anschickte, sie vor Djamal in den Sand gleiten zu lassen, zappelte und schrie die junge Europäerin, als hätte sie soeben die Nachricht erhalten, dass man sie zum Abendessen rösten wolle. Nicht, dass das Zappeln und Zetern half. Die letzten paar Zoll bis zum Boden ließ der Vernarbte sie einfach fallen, und noch ehe die Sandwolke sich legte, gab er dem Kamel die Sporen und folgte seinen Kumpanen hinaus in die Wüste.

In Abu Zenima kehrte Stille ein. Die Ratsherren blickten auf das Bündel europäischen Leinens hinunter, zuckten die Schultern, ebenso wie Kifah, und wandten sich auf Djamals Zeichen hin ab, um wieder in den Schatten der Residenz zu gehen. Djamal blieb mit der Frau allein. Er sah zu, wie sie sich aufrappelte, bemüht, sich unter dem Leinen und der Baumwolle keine Blöße zu geben. Es amüsierte ihn ein bisschen. Zur selben Zeit imponierte es ihm, wie tapfer sie sich in der Situation behauptete. Beide Regungen unterdrückend, hielt er seine Gesichtszüge im Zaum. „Parlez-vous français?“, fragte er ruhig.

Sie erstarrte und sah zu ihm auf. „Ich stamme aus London“, sagte sie auf Englisch. „Und ich würde es begrüßen, wenn Sie mir angemessene Kleidung und Sonnenschutz anbieten würden.“ Als er nicht antwortete, fügte sie hinzu: „Sonst sehe ich bald so dunkel verbrannt aus wie du.“

Offensichtlich glaubte sie, nicht verstanden zu werden. Er erwog, sie in dem Glauben zu belassen. Es könnte einige erfrischende Details über ihr Denken verraten, wenn sie meinte, so reden zu können, wie ihr der Schnabel gewachsen war.

Unter dem Blick des Fremden brach Hazel der Schweiß aus.

Der Mann in dem fast bodenlangen, hemdartigen Gewand, um dessen Kopf dasselbe weiße Tuch geschlungen und mit einem Stirnreifen befestigt war wie bei den Reitern, die sie hierher gebracht hatten, starrte sie mit unbewegter Miene an. Wahrscheinlich war er genauso dumm, wie er aussah. Unter der sengenden Sonne, die in diesen Breitengraden von morgens bis abends schien, konnte man es diesen Wilden kaum vorwerfen, dass sie ein wenig minderbemittelt waren. Höchstwahrscheinlich hatte die Hitze jeden Rest Vernunft schlicht aus ihren Köpfen gebrannt.

Nun gut, Miss Fairchild, mahnte sie sich selbst, überlege, was am besten zu tun ist. Das alles konnte nur ein schreckliches Missverständnis sein. Sie wusste, dass der Pascha schon vor Jahren die Sklaverei verboten hatte. Dass sie sich nun hier befand, nach diesem entsetzlichen und erschreckenden Überfall auf das Camp, konnte also nichts anderes sein als ein bedauerlicher Fehler. Sie atmete tief durch.

„Hören Sie“, sagte sie und bemühte sich, langsam und deutlich zu sprechen. Immerhin schien der Fremde eine wichtige Position in diesem Palast zu bekleiden, was zumindest hoffen ließ, dass mit ihm zu reden war. Auch wenn sein Aufzug nicht dem entsprach, was sie von einem Mann in gehobener Stellung erwartete. Das lange Gewand stand am Halsausschnitt weit offen, sodass sie, ehe sie den Blick abwandte, sehnige Schultern und elegant gewölbte Brustmuskeln unter bronzefarbener Haut sehen konnte. Viel größer als sie selbst war er nicht. „Mein Name ist Hazel Fairchild, und ich bin die Tochter des Abgeordneten des britischen Unterhauses William Hugh Fairchild, Chef-Ingenieur der Compagnie universelle du canal maritime de Suez, und die Verlobte von Captain Clarence Whitby. Mein Vater ist ein Vertrauter und enger Freund von Monsieur de Lesseps, der wiederum ein enger Freund des Paschas ist.“ Täuschte sie sich, oder ging ein Aufblitzen durch seine Augen, als sie das Wort Pascha sagte? Dieser Mann hatte erstaunliche Augen. Sie waren von einem strahlenden Blau und wirkten in dem dunklen Gesicht noch heller, als sie es ohnehin waren. Sie konnte ihm gerade ins Gesicht sehen, und diese Augen ... Sie musste sich zusammenreißen. „Mit Sicherheit wird bereits nach mir gesucht. Sie ersparen mir und sich eine Menge Ärger, wenn Sie mich unverzüglich einer britischen oder französischen Autorität unterstellen. Ich bin sicher, alle Missverständnisse können dann zügig ausgeräumt werden.“

Ihre Stimme war rau geworden von den vielen Worten. Zwar hatten ihr die Barbarenkrieger, die sie gefesselt und erniedrigt hierher gebracht hatten, ab und zu etwas zu trinken gegeben, aber das hatte nicht lange vorgehalten, und mittlerweile plagte sie der Durst wieder ebenso schlimm wie die Sonne.

Der Fremde starrte sie weiterhin unbewegt an. Sie kniff die Augen zusammen, um ihn besser mustern zu können. Er versteckte seinen schwer einzuschätzenden Körper unter einem unförmigen weißen Gewand. Seine Füße in den flachen Ziegenledersandalen waren staubig, wirkten aber dennoch nicht ungepflegt. Sie konnte seine nackten Knöchel erkennen. Ein Anblick, der ihr die Schamröte in die Wangen trieb und sie dazu veranlasste, ihren Blick schnell zu heben. Was es nicht unbedingt besser machte, denn nun starrte sie wieder auf den breiten und tiefen Halsausschnitt. Es würde wohl noch eine Weile dauern, bis sie sich daran gewöhnt hatte, dass in dieser endlosen Wüste Wilde lebten, die nichts von Anstand und Manier wussten. Das Problem war, dass sie, wenn sie

weder seine Füße noch seinen Hals anzusehen versuchte, in die Verlegenheit geriet, in seine Augen sehen zu müssen, und die waren es, die sie am meisten verwirrten. Wie Aquamarine leuchteten sie in seinem schmalen Gesicht. Die Intensität seines Blickes wurde weiter verstärkt durch einen präzise gestutzten Bart in einer sonderbaren Form. Wie mit dem Lineal gezogen, verliefen die schwarzen Bartlinien entlang seiner Kieferknochen, über die schmale Oberlippe und in einem dünnen Streifen unter seiner vollen Unterlippe in Richtung des markanten Kinns. Plötzlich schauderte sie trotz der Hitze. Seine Lippen waren scharf gezeichnet. Neben dem linken Mundwinkel erkannte sie ein kleines Grübchen, wie bei einem Menschen, der gern und viel lachte.

Das war nicht der Blick eines begriffsstutzigen Barbaren. Es war der Blick eines Königs, und mit einem Mal ergab die Art, wie die anderen Reiter zu ihm aufgesehen hatten, einen Sinn.

„Sie verstehen mich nicht, nicht wahr?“ Sie schluckte an Tränen. Es war so ärgerlich, nicht verstanden zu werden, und es machte ihre Einsamkeit und Hilflosigkeit an diesem absonderlichen Ort nur noch greifbarer. „Sie verstehen mich nicht, aber das ist auch vollkommen gleichgültig für das, was sie mit mir vorhaben.“ Plötzlich war alles klar. Bis hierher, bis zu diesem Moment, solange sie sich hatte einreden können, dass diese Männer hirnlose Wilde waren, hatte sie sich an ihre Wut klammern können. An den Gedanken, dass sie nur auf den richtigen Augenblick warten musste, um alles aufzuklären. Das war jetzt vorbei. Dieser Mann war keiner, der Fehler machte. Er hatte sie dem anderen Krieger abgefordert. Dieser Mann war sich durchaus bewusst, was es bedeutete, eine Europäerin gefangen zu nehmen. Dennoch nahm er die Gefahr für sich und die Seinen billigend in Kauf. Dass sie eine Gefangene war, daran zweifelte sie nicht. Die Hanfseile um ihre Handgelenke sprachen eine allzu deutliche Sprache. Und es war nicht nur das Hanfseil. Einer ehrenwerten Geisel hätte man nicht die Kleidung abgenommen. Ihr waren nur die zweiteilige Chemise und ihre Drawers, knielange Unterhosen aus vielen Lagen kostbarer belgischer Spitze, geblieben. So wurde keine Dame behandelt, so verfuhrten Männer mit Huren, und auch wenn sie nicht in den Einzelheiten wusste, was es war, das Männer von einer Hure erwarteten, so war ihr doch klar, dass es für eine anständige Frau Schmerzen bedeutete und Schmach.

Um ihm ihre plötzliche Verzweiflung nicht zu zeigen, senkte sie erneut den Blick. Angst wallte in mächtigen Wogen durch ihren Körper. Wenn das Schlimmste geschah, wenn ... o gütiger Herr im Himmel, das durfte nicht geschehen. Was würde ihr Vater von ihr denken? Und Clarence? Und die Gesellschaft daheim in London? Die Sorgen verblassten so schnell, wie sie aufkamen, und es gab nur noch einen Gedanken, der in ihrem Kopf saß. „Bitte“, wisperte sie. „Bitte tun Sie mir nicht weh.“

Ihr Flehen schwebte noch zwischen ihnen, als er langsam die Hand hob, um mit seinem Zeigefinger die Linie ihrer Wangenknochen nachzufahren. Es fühlte sich an, als ob ihre Haut unter der Berührung aufplatzen müsste. Zu lange war sie ungeschützt der Sonne ausgesetzt gewesen. Unwillkürlich zuckte sie vor seiner Hand zurück. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie sich etwas in seiner Miene änderte. Wo zuvor Härte dominiert hatte, schlich sich für die Dauer eines Herzschlags noch etwas anderes ein, doch es verschwand so schnell, dass sie keine Zeit hatte, es zu deuten.

„Arme, kleine Lady Hazel Fairchild.“

Fast noch mehr als unter seiner Berührung zuckte sie unter seiner Stimme zusammen. Die Worte waren sanft, der Tonfall der eines Mannes, der es gewohnt war, dass man zu ihm aufsaß. Seine Stimme war dunkel, singend und hart zur selben Zeit. Er sprach Englisch. Fehlerloses, perfektes Englisch, nur ein kaum hörbarer Akzent schmolz die Vokale zu flüssigem Samt. Ihre Lippen begannen zu zittern, als sie begriff, dass sie sich erneut getäuscht hatte. Er hatte sie verstanden. Jedes einzelne Wort musste er verstanden haben. Sogar ihr Betteln. Scham explodierte in ihrem Inneren und ließ ihre Augen endgültig überlaufen. Mit seinem Finger fing er die Tränen auf, zerrieb sie zwischen den Fingerspitzen.

„Du bist verbrannt und dreckig, und meine Männer und Allah haben es seit dem Überfall nicht gut mit dir gemeint. Ich bevorzuge meine Sklavinnen sauber und intakt. Komm.“ Endlich nahm er die Hand von ihrem Gesicht, schloss sie stattdessen erneut um ihren Oberarm. „Ich bringe dich in den Harem des Serails. Dort wirst du gewaschen und mit Nahrung versorgt, bevor wir uns näher kennenlernen.“

„Bitte“, sagte sie und hasste das Zittern in ihrer Stimme. Sie stemmte sich gegen seine Hand, räusperte sich. Zu ihrem Erstaunen verringerte er die Härte seines Griffs und wandte sich ihr wieder zu. In ihrem Kopf drehten sich die Gedanken, wirbelten Verwirrung, Hitze, Angst. Doch das zu zeigen, wäre ein Fehler. Noch nie hatte es einer Frau geholfen, schwach zu sein. Erst als sie sicher war, dass ihre Stimme ihr wieder gehorchte, setzte sie erneut zum Sprechen an. „Bitte, sagen Sie mir wenigstens, wer Sie sind. Wo bin ich? Was für ein Ort ist das hier? Ich habe Ihnen meinen Namen gesagt. Es wäre nur recht, wenn Sie ...“

„Mein Name ist Scheich Djamal ibn-Tariq ibn-Mohammad al-Zenima al-Sinai, und das hier ist mein Serail. Mein Palast, wenn du so willst, oder vielleicht besser meine Residenz, da du unter Palast sicher etwas anderes verstehst. Du befindest dich in der Stadt Abu Zenima“, unterbrach er sie.

Schon zuvor waren sie einander nahe gewesen, zu nahe, als es von Anstand und Schicklichkeit geboten war, aber jetzt kam er noch näher. Lauernd, gleichzeitig gebieterisch, überwand er die verbliebene Distanz zwischen ihnen, bis er direkt vor ihr stand. So nah, dass sie seinen Duft wahrnehmen konnte. Nach Sand und Sonne und Moschus. Auf der Haut in dem weit offenen Kragen glänzten Schweißperlen, auch an ihm ging die Hitze des Tages nicht spurlos vorbei. Ihr schwindelte. Sie musste die Augen schließen, um nicht zu torkeln und ihm womöglich in die Arme zu stolpern. Das hätte die gänzlich falschen Signale ausgesendet. So traf sie sein Atem an ihrem Ohr unvorbereitet. Ein warmer Lufthauch, der über ihren Hals rieselte, die Haut ihres Dekolletés streifte und sich auf ihre Brüste legte. Ein Schauer rann durch ihren Körper, verstärkt noch durch seine Stimme, als er weitersprach.

„Das ist mein Name, Hazel Fairchild. Es ist der Name deines neuen Herrn.“

Als er mit ihr durch das Portal in den schattigen Innenhof der Residenz trat, ging ein Ruck durch sie. Kaum merklich, aber er hielt mit der Hand ihren Oberarm fest umklammert, sodass er auch die leiseste Regung spürte. Nur für den Fall, dass sie es sich in den Kopf setzen sollte, umzudrehen und zu fliehen, griff er fester zu.

Die Flügeltüren aus reich beschnitztem Ebenholz standen in Friedenszeiten den ganzen Tag weit offen, und Wachen patrouillierten nur sporadisch. Er war der Scheich, er musste den Anführern der Clans der Tiyaha jederzeit zugänglich sein.

„Du solltest das nicht tun, Hazel Fairchild“, murmelte er halb amüsiert. „Du solltest nicht einmal den Gedanken an Flucht wagen. Auf dem Weg hierher hast du das Land gesehen, durch das du mit meinem Onkel gekommen bist. Wie lange, glaubst du, kannst du da draußen überleben in deinem ...“ Er blieb kurz stehen, drehte sie zu sich und ließ den Blick über ihren Aufzug gleiten. Ein schmutzig weißes Baumwollhemdchen mit dünnen Trägern, die Arme unbedeckt. Der Rock aus demselben Material mochte ebenfalls einmal weiß gewesen sein und hatte jetzt streifenförmig die Farbe des Wüstensandes angenommen. Sie protestierte mit einem Blick und einem Zucken, als er nach dem Stoff des Rockes griff und ihn ein wenig hochzog, sodass er ihre knöchelhohen Stiefelchen aus schwarzem Leder begutachten konnte. Er lachte, als sie damit nach ihm trat. Die sahen sehr warm

aus und waren jetzt bestimmt voll Sand. „In deinem entzückenden Kleidchen“, vollendete er den Satz.

Wütend starrte sie ihn an. Unter diesem Blick lag immer noch Angst, aber die Wut über seine Art, sie anzufassen und zu taxieren, überwog. Sie war erfrischend, irgendwie.

„Ihre ... Verbündeten haben mir mein Kleid gestohlen“, sagte sie, nur eine Nuance von einem schlangengleichen Zischen entfernt.

Er hob die Schultern. „Bringt gutes Geld, wenn sie es an einen Händler verkaufen, der auf dem Weg nach Alexandria ist. Ich denke, eine Dame wie du trägt sicher bezaubernde Kleider.“ Er ließ sie nicht im Zweifel darüber, dass es ihm gleichgültig war. In seinem Palast waren die Kleider, an die sie gewöhnt war, äußerst unpraktisch, und er würde sie einkleiden lassen, wie es sich hier gehörte. Er war sicher, dass ihr Körper in einem Kaftan aus Seidenbrokat himmlischer aussehen würde als in den ausufernden Gebilden aus Reifen und Spitze, wie die Engländerinnen und Französischen sie trugen.

Ein Fingerschnippen brachte Kifah und Atiya an seine Seite. Aus dem Nichts tauchten sie auf und knieten sich in den Staub des Innenhofes zu seinen Füßen. Hazel Fairchild beobachtete mit Horror in den Augen die unterwürfige Geste. „Bringt meinen Gast in das Badehaus“, sagte er, an die Konkubinen gewandt. „Ich wünsche, dass sie gereinigt und eingekleidet wird, sodass sie sich wieder wohlfühlt in ihrer Haut. Ich werde im hinteren Garten sein und erwarte, dass sie zu mir gebracht wird, sobald alles zu meiner Zufriedenheit ausgeführt wurde.“ Seine Stimme war härter als üblich, wenn er zu seinen Konkubinen sprach. Er hatte Kifahs Widerwillen erkannt, etwas, dem sofort ein Riegel vorgeschoben werden musste. Der Ausdruck auf dem Gesicht von Hazel Fairchild, die kein Wort verstand, war unbezahlbar. Sein Blick blieb ein wenig zu lange an ihrer vollen Unterlippe hängen, die die Farbe der Rosen hatte, die an der Wand zwischen den Fenstern der Gemächer von Lady Nuur hinaufkamen. Ob diese Unterlippe so süß schmeckte, wie sie aussah? Sie erinnerte ihn an Zuckerwerk, wie man es auf den Basaren Istanbuls zu kaufen bekam.

„Gebietler“, murmelte Atiya, ehe sie sich erhob. „Die komplette Behandlung?“

Kifah hielt den Blick weiter gesenkt. Seine Favoritin mochte keine Rivalinnen um seine Gunst. Es war gut, sie hin und wieder daran zu erinnern, dass sie nur eine unter vielen war, auch wenn er sie dieser Tage öfter in sein Bett nahm als die anderen. Deshalb fand er es richtig, sie dazu zu verpflichten, die Neue zu baden.

Er betrachtete Hazel, trat näher und ließ die Fingerspitzen über ihren Kieferknochen gleiten. „Nein“, sagte er gedankenverloren. „Nicht heute. Nur das Nötigste für mein Vergnügen. Keine Essenzen, kein Körperschmuck. Bringt sie mir unvorbereitet.“

Kifah wagte es, kurz den Blick zu heben, ein leises triumphales Glitzern in den dunkelbraunen Augen. Er fragte sich, ob Hazel Fairchild noch Jungfrau war. Tiyaha-Mädchen wurden oft bereits mit vierzehn oder fünfzehn Jahren verheiratet oder als Konkubine verschenkt. Hazel war sicher einige Jahre älter. Aber er wusste nichts darüber, in welchem Alter englische Damen einem Mann gegeben wurden. War Hazel Fairchild verheiratet? Nein, sie hatte gesagt, dass sie die Verlobte eines Mannes sei. Den Namen hatte er vergessen. Der Name war unwichtig, denn jetzt war sie hier. In seinem Haus. Er spürte Abneigung gegen den Gedanken, sie wieder gehen zu lassen. Zu einem anderen. Er war sicher, dass der kratzbürstige kleine Engel Leben in seinen Serail bringen würde. Natürlich wäre es vernünftig, sie umgehend zurück nach Kairo zu ihrer Familie zu bringen, wenn er nicht den Zorn des Paschas riskieren wollte. Aber er musste auch den Geboten der Gastfreundschaft Genüge tun. Hazel Fairchild hatte einen anstrengenden Ritt in der Gesellschaft ungehobelter Männer hinter sich, der vermutlich zwei oder gar drei Tage gewährt hatte, ihre Haut war sonnenverbrannt und brauchte

Pflege. Sie musste etwas essen und trinken und sich ausruhen, ehe er sie auf die selbst unter besten Voraussetzungen zwei Tage dauernde Reise nach Kairo schicken durfte. In den paar Tagen, die er sie hierbehalten konnte, würde er ihre Anwesenheit genießen. Mit den Fingerspitzen strich er über ihre zarten Schlüsselbeine, blieb an den Trägern ihres Hemdes hängen. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, und ihre bezaubernden blauen Augen weiteten sich noch mehr. Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück.

„Was haben Sie mit mir vor?“, fragte sie, ihre Stimme überschlug sich fast.

Er lächelte sie an. Er wusste, dass es das Lächeln eines Wüstenfuchses war, und genoss, wie sie noch mehr aus dem Gleichgewicht geriet. „Ich sage dir die Wahrheit, Hazel Fairchild, ich weiß es noch nicht. Für den Moment habe ich meine Konkubinen angewiesen, sich um dich und deine Bedürfnisse zu kümmern. Ich wünsche, dass du dich wieder sauber und wohl in deiner Haut fühlst. Es wird dir ein wenig Sicherheit zurückgeben. Sei nicht zu schüchtern, um Speisen und Getränke zu bitten, wenn du hungrig oder durstig bist. Du bist mein Gast, Hazel, ich möchte, dass du freiwillig in diesen Mauern bleibst. Denn da draußen kommst du keine zwei Meilen weit, ehe deine delikate Haut unter der Sonne verglüht.“

„Sie halten mich für schwach?“

Die Frage überraschte ihn. Auch die Antwort darauf, die einzige, die ihm einfiel. „Nein. Ich halte dich nicht für schwach.“ Er gab den Konkubinen ein Zeichen mit dem Kopf, ein knappes Nicken. Atiya ergriff den linken Arm der Engländerin, Kifah, ein wenig zu fest, den rechten. Es sah ganz leicht aus, aber er wusste es besser. Hazel Fairchild ließ sich nur unter Protest von den beiden Frauen abführen. Schmunzelnd machte er sich auf den Weg zum Garten, wo noch immer, ungerührt von allen Vorkommnissen im öffentlichen Teil des Palastes, die Kinder kreischten und lachten.

Der hintere Garten war eine Oase aus Farben und Düften. Die besten Baumeister seines Volkes hatte sein Vater einst hierher gebracht, zusammen mit Gärtnern aus dem Delta des Nils, um den Garten anzulegen. Aus großer Tiefe holten gleich mehrere Brunnen das kostbare Wasser herauf, das den Wasserlauf speiste, der den Garten unterirdisch umrundete und überirdisch durchkreuzte.

Die beiden Jüngsten, Djamila und der erst wenige Wochen alte Khirash, lagen im saftiggrünen Gras der Spielwiese und erkundeten die Beweglichkeit ihrer Arme und Beine, aufmerksam bewacht und beschattet von ihren Müttern. Djamila war die Tochter von Djamals erster Ehefrau, seit fast elf Jahren war er nun bereits mit Haifa verheiratet. Die Mutter des kleinen Wonneproppens Khirash hingegen war seine neueste Konkubine, ein tscherkessisches Sklavenmädchen, das der Sultan aus Istanbul zu ihm geschickt hatte als Dankesgeschenk für eine Gruppe von hundert Kriegern, die er für dessen Armee zur Verfügung gestellt hatte. Vier Jungen zwischen fünf und zehn Jahren, die beiden älteren waren Haifas Söhne, die jüngeren die von Kifah, spielten unter Aufsicht des jungen Gelehrten Harib, der dem alten Nasir bei der Erziehung der Kinder zur Hand ging. Es handelte sich um ein seltsames Ballspiel, das der Gelehrte aus London mitgebracht hatte. Sie waren die Quelle des Geschreis. Kleine Mädchen saßen im Gras und kämten sich gegenseitig das Haar.

Djamals drei Ehefrauen betreuten die Kinder. Zwei seiner Konkubinen hielten sich still im schattigen Hintergrund und warteten auf Befehle. Riesige Sonnenschirme und Sonnensegel spendeten Schatten für die, die danach suchten. Wer wollte, konnte im Teich schwimmen gehen, es gab eine Rutsche und ein Sprungbrett. An der tiefsten Stelle des Teiches war es Djamal möglich, aufrecht zu stehen, ohne dass man auch nur seinen Scheitel sehen konnte. Niemand war verschleiert. Es war sein Wunsch, dass seine Frauen und Kinder hier, in diesem Garten, offen für seinen Blick waren. Außer Nasir und dem Gelehrten Harib hatte kein Mann Zutritt zu diesem Ort. Der Garten war von allen vier Seiten von einer dreimal mannshohen Mauer umgeben. Fenster gab es nur von seinen ebenerdig gelegenen

Privatgemächern, von wo eine Terrasse herausführte, und von Nuurs Gemächern direkt darüber, zu denen der Dachgarten gehörte, in dem sie Rosen züchtete.

Er ließ sich im Schatten eines Sonnenschirmes nieder, streckte die Beine aus und nahm seine Keffiyeh ab. Ein leiser, im Schatten kühlender Windhauch fuhr ihm unter die schulterlangen Locken. Eine der beiden demütig wartenden Konkubinen brachte ihm auf sein Winken hin eine Schale mit kandierten Früchten und einen Becher Ziegenmilch. Gedankenverloren beobachtete er das Treiben der Kinder.

Er hatte seinen Vater verloren, als er dreizehn Jahre alt gewesen war. Tariq hatte den Palast und den Garten einst anlegen lassen, seine Liebesgabe für Nuur. Die einzige Frau, die Tariq in sein Bett gelassen hatte, seine Ehefrau. Tariq hatte spät geheiratet, lange gewartet auf diese eine, diese besondere Frau, und er hatte ihr alles geschenkt, vor allem sich selbst. Djamal war der dritte Sohn aus ihrer Verbindung, nachdem Nuur zwei Söhne und eine Tochter tot zur Welt gebracht hatte. Bei der Geburt von Djamal war sie beinahe gestorben, und Tariq hatte ihr nie mehr ein Kind gemacht, sehr zum Missfallen seiner Berater, seiner Brüder und der Clanführer, die ihn bestürmten. Es war die Pflicht des Scheichs, für viel Nachwuchs zu sorgen, damit seine Nachfolge gesichert war. Tariq hatte gesagt, er brauche keine Armee von Söhnen, die sich gegenseitig das Erbe des Vaters streitig machten und sich darüber die Köpfe einschlugen. Das Einzige, was er brauche, sei ein Sohn, der mit Härte regierte und mit Weitsicht sein Volk beschützte und leitete. Als Tariq starb, war da nur Djamal, ein Halbwüchsiger, dessen Ausbildung noch lange nicht abgeschlossen war. Auf Drängen seiner Mutter war er in Zenima geblieben, obgleich dies der Ort war, der ihr gehörte, nicht ihm. Als Fünfzehnjähriger vermählte er sich mit der Tochter des Clanführers der Qadirat. Haifa, fünf Jahre älter als er, eine Witwe, die ihn die körperliche Liebe lehrte, ihm zwei Söhne und nun die kleine Djamilia schenkte. Doch dem Rat war das nicht genug. Über die Jahre hatten sie ihm zwei weitere Ehefrauen zugeführt, eine Nubierin vom südlichen Nil und eine überirdisch schöne Tscherkessin aus Istanbul, erzogen am Hof des Sultans. Darüber hinaus hatten sie sechs Konkubinen in sein Bett gelegt, um Kinder zu zeugen. Zahlreiche Kinder, damit das Volk der Tiyaha nicht wieder vor dem Dilemma stehen würde, dass auf den Tod des Scheichs ein einziger, magerer, zerrupfter Erbe folgte. Niemals wieder sollte es geschehen, dass sich die kriegerischen Zweige des Stammes in Zwistigkeiten und Angriffen ergingen, um die Würde des Oberhauptes an sich zu reißen. Allen voran Männer wie Azad. Einander bekämpfende Söhne hatte Tariq nicht hinterlassen. Aber mehr als genug einander bekämpfende Brüder. Die Ziegenmilch schmeckte frisch und süß. Unter gesenkten Lidern beobachtete Djamal seine Kinder. Sieben Söhne und sechs Töchter. Nicht schlecht für einen Mann, der gerade erst sein sechsundzwanzigstes Jahr vollendet hatte. Was die Fortpflanzung anging, hatte er seinen Ratsmännern viel Freude bereitet. Er legte den Kopf gegen die Wand in seinem Rücken und winkte nach einer der Konkubinen, dass sie ihm Luft ins Gesicht wedeln sollte. Er dachte an die salzfarbene Haut der englischen Lady, die in diesem Moment in seinem Hammam mit Cremes, Salben und duftendem Badeöl verwöhnt wurde. Unwillkürlich irrte sein Blick zu dem Dachgarten über seinen Gemächern, zu den Rosen und den Fenstern der Räume von Lady Nuur, die dahinter in der Sonne blinkten.

Es wunderte ihn kaum, als plötzlich eine ältere Sklavin neben ihm auftauchte und auf die Knie fiel. Es war eine der Frauen, die Tariq für Nuur gekauft hatte und die seiner Mutter hündisch ergeben waren.

„Vergebt mir, Herr“, murmelte sie in ihre zusammengelegten Hände.

„Was gibt es?“, fragte er, obwohl die Frage überflüssig war. Es gab nur einen Grund, weshalb eine von Nuurs Dienerinnen es wagen würde, ihn anzusprechen. Er machte sich bereit, aufzustehen, wartete aber noch die Antwort der Sklavin ab.

„Die Lady Nuur wünscht Euch zu sprechen, Herr.“

Die Stimme war wenig mehr als ein Flüstern. So ergeben die Dienerinnen ihrer Herrin gegenüber waren, so verängstigt waren sie ihm gegenüber. Zu fragil war ihre Position bei Hof, seit Tariq nicht mehr lebte. Es stand in Djamals Macht, die Sklavinnen der Lady Nuur zu verbannen oder gar töten zu lassen, wenn er sie als unnütze Esser empfand, denn im Grunde war es jetzt Aufgabe seiner Konkubinen, sich um die Belange der hohen Dame zu kümmern. Er hatte nicht die Absicht, die Dienerinnen seiner Mutter zu entfernen. Aber sie konnten nicht darauf vertrauen, dass das auch so blieb.

Er erhob sich langsam, gemessen und setzte die Keffiyeh wieder auf, ehe er aus dem Schatten in die Sonne trat. „Teile der Lady mit, ich werde in Kürze bei ihr sein.“ Er kümmerte sich nicht darum, wie die Frau mit schlurfenden Schritten Reißaus nahm, und trat stattdessen zu Haifa und Djamila. Er legte seiner Gemahlin die Hand auf den Rücken und strich mit einem Finger über die Wange des pausbäckigen Kindes. Djamila verzog das Gesicht zu einem strahlenden Lächeln. Haifas Miene hingegen blieb unbewegt. An Liebe glaubte sie so wenig wie er. Körper, die Bedürfnisse hatten, fanden auch ohne Liebe zueinander. Das, was sein Vater und seine Mutter geteilt hatten, war selten gewesen und hatte Kriege heraufbeschworen. Außerdem sorgte es auch mehr als ein Jahrzehnt nach dem Tod von Tariq noch für Unfrieden. Es war gut, an so etwas nicht zu glauben. Haifa war an seiner Seite, weil es politisch sinnvoll gewesen war, und er würde ihr, wenn Djamila noch ein paar Monate älter war, auch wieder ein Kind machen. Einst hatte sie ihn gelehrt, wie Körper einander Befriedigung schenkten. Jetzt war er ihr in dieser Hinsicht weit voraus, und seine Pflichten hatte er immer ernst genommen.

Er richtete sich auf und machte sich auf den Weg zu den Gemächern seiner Mutter.

Kapitel 2

Hazel verschlug es den Atem beim Anblick des Raumes, in den die beiden Frauen sie führten.

Sie hatten ihr zu trinken und zu essen gegeben. Lauwarmen Tee aus einem edelsteinbesetzten Silbergefäß und dazu gezuckerte Datteln. Mit der Nahrung war ein wenig ihres Mutes zurückgekehrt. Womöglich war Scheich Djamal doch ein Ehrenmann und sie noch nicht verloren. Die Hoffnung zerplatzte wie eine Träne auf Stein, als sie begriff, wohin man sie brachte. Sie hatte von den Bädern der Orientalen gehört, von ihrem Prunk und ihrer Schönheit. Dennoch war sie auf den Anblick, der sich ihr jetzt bot, unvorbereitet. Das Bad war ein mehrgeschossiges Gemach, teilweise in den Boden gegraben, was für angenehme Kühle unter den Fußsohlen sorgte. Sie betraten es durch ein weitläufiges Portal, der Türsturz gehalten von riesigen, farbenfroh bemalten Säulen. Die Luft war schwer vom Duft nach süßen Ölen, Gewürzen und Blumen. Der Boden war verziert mit kostbaren Mosaiken, und ein Säulengang spannte sich entlang aller vier Wände. Zwischen jeweils zwei dieser Säulen hing ein karmesinroter Vorhang, der den Durchgang zu einer dahinterliegenden Kammer versperrte. Die Wände waren bemalt in Mustern aus Gold, Rot und Schwarz, Fenster gab es keine, warmes goldenes Licht spendeten Öllampen in Wandhalterungen. In der Decke, gestrichen in einem tiefen Nachtblau, funkelten Rubine und Rauten aus Gold wie Tausende Sterne. Ohne auf ihr Staunen

Rücksicht zu nehmen, wurde sie in eine der Kammern gebracht. Sie hatte sich noch nicht von der Opulenz erholt, da griff eine der beiden Frauen nach dem Ausschnitt ihrer Chemise und riss sie ihr mit einem Ruck vom Leib.

Hazel entfuhr ein spitzer Schrei, doch auch der half nicht, denn während sie noch damit beschäftigt war, ihre Brüste vor den Blicken der anderen zu schützen, hatte die zweite Frau ihr auch die Drawers vom Leib gezogen und raubte ihr die Bewegungsfreiheit, als die Hosenbeine sich um ihre Knöchel verhedderten. Die Frauen lachten über ihren Versuch, sowohl ihre Scham als auch ihre Brüste zu schützen, und machten kurzen Prozess mit ihr. Halb gezogen, halb geschoben, zerrten sie sie durch einen weiteren Durchgang, diesmal nicht verschlossen durch einen Vorhang, sondern durch eine richtige Tür.

Was sie hinter der Tür erwartete, ließ sie schwindeln. Hatte sie seit dem Augenblick, als sie das Innere des Palastes betreten hatte, angenehme Kühle umgeben, war es hier drinnen so heiß, dass sie kaum atmen konnte. Die Luft war derart feucht und schwer, dass die Konturen der Einrichtung vor ihren Augen zu verschwimmen schienen. Nur vage konnte sie das hüfthohe Marmorpodest in der Mitte des Raums erkennen, auf das die beiden Frauen sie hoben. Sie nötigten Hazel, sich auf den Rücken zu legen. Die ältere der beiden Frauen, deren Hand durch zwei fehlende Finger auf grausige Weise verstümmelt war, zog ihr mit schnellen Bewegungen die Stiefel von den Füßen und befreite ihre Knöchel von den Drawers. Der Stein unter Hazels Rücken war warm und angenehm glatt, und obgleich sie dies nie zugegeben hätte, sickerte die feuchte Wärme wohlig in ihren Körper und begann schon nach Sekunden, ihre verspannten Muskeln zu lockern. Ergeben schloss sie die Augen. Eines hatte sie begriffen. Was auch immer diese Frauen mit ihr vorhatten, sie konnte sich dem nicht entziehen.

Bald kroch die Wärme auch in ihren Kopf, machte sie schläfrig. Nur entfernt hörte sie das Plätschern von Wasser, nahm sie den Duft von Patschuli, Rosen und Sesam wahr, der sich intensivierte. Nicht einmal als ein Schwall warmen Wassers ihren Körper traf, vermochte sie, die Augen zu öffnen. Sie benetzten ihre Haare mit öligem Wasser, ihren Hals, ihre Brüste, den Bauch, die Beine. Wolkengleich rann es unter ihren Körper, wärmte auch dort ihre Haut, gab ihr das Gefühl zu schweben. Nur ein wenig ausruhen, sagte sie sich. Nur eine kurze Weile. Um Kraft zu sammeln für den nächsten Widerstand, Ausdauer für das Martyrium, das ihr zweifelsfrei bevorstand, ehe sie zurückkehren konnte zu ihrem Vater. Erst als ein lautes Knallen die Luft zerschnitt und sie nahezu im selben Moment flattrige Berührungen trafen, überall auf ihrem Körper zugleich, öffnete sie benommen die Augen.

Die verstümmelte Frau hielt eine riesige Blase in der gesunden Hand. Diese führte sie über Hazels Körper, das war die Quelle für die sanften Berührungen, und wo die Blase sie küsste, blieb Schaum zurück. Abermillionen kleiner Bläschen, die sich auf ihre nackte Haut legten, wie ein aus Wolken geknüpfter Teppich. Als kein weiterer Schaum mehr von der Blase tropfte und die Sklavin sie ausschlug, erkannte Hazel, dass es nichts anderes als ein Tuch war, gefüllt mit Luft und Seife, das sich, wenn man es an den Nähten zusammennahm, wie ein Ballon aufblähte. Noch drei Mal wiederholte die Frau die Prozedur, bevor sie das Tuch weglegte und sich stattdessen einen eigentümlichen Handschuh überstriefte, mit dem sie begann, Hazels Haut zu massieren.

Hazel schrie auf. Der Handschuh war rau, faserig, riss an ihrer malträtierten, sonnenverbrannten Haut, doch sofort waren die Hände der zweiten Frau da, hielten sie an den Schultern, pressten sie auf den warmen Marmor. Zwischen Schaum und Schmerz meinte sie ein schadenfrohes Grinsen auf dem Gesicht der Älteren zu erkennen, aber um sich zu fragen, was das zu bedeuten hatte, blieb ihr keine Zeit, denn schon wurde sie umgedreht und die peinigende Massage setzte sich auf ihrer Rückseite fort. Wimmernd barg sie den Kopf unter ihren Armen. Das Reiben und Zerren ging weiter, auf ihren

verbrannten Schultern, ihrem Rückgrat, ihrem Hinterteil, ja sogar zwischen ihren Schenkeln, und als sie dachte, die Scham wäre so groß, dass sie sie nicht einen Moment länger aushalten konnte, geschah etwas Seltsames.

Ihr Geist kapitulierte, ergab sich dem Schmerz, ergab sich dem Brennen, öffnete sich für die Berührungen und die Düfte, das Streicheln des cremigen Schaums auf den geschundenen Stellen. Das Ziepen in ihren Locken, als man ihr die Haare wusch und sorgfältig, wenn auch nicht unbedingt vorsichtig, auskämmte, nahm sie kaum noch wahr. Schwärze mit tanzenden Lichtpunkten darin sickerte in ihren Kopf, bis sie nichts mehr war als Gefühl. Sie schwebte in einer Wolke aus exotischen Düften und unbekanntem Gewürzen. Wie ein Bad in warmem Öl.

Wie lange es dauerte, bis eine der Frauen sie grob an der Schulter packte und wachrüttelte, konnte sie nicht sagen. Man bedeutete ihr, sich aufzusetzen. Ihre Haare hatten sie bereits in ein Tuch eingeschlagen, nun trockneten sie sie mit weiteren Tüchern ab. Zuerst ihre Vorderseite, dann ihren Rücken. In der Annahme, nun fertig zu sein, wollte sie aufstehen, stattdessen wurde sie zurück auf den Marmorsockel gedrückt. Die jüngere der beiden Sklavinnen verließ das Badezimmer und kehrte wenig später mit einer Schale in der Hand zurück, die sie neben Hazels Schulter auf die Marmorplatte stellte. Über ihren Körper hinweg verständigten sich die beiden Frauen, dann riss ihr die Ältere den Arm in die Höhe. Hazel zappelte, schrie, aber das Einzige, was sie sich damit einhandelte, war eine gellende Mauschelle. Sie war noch damit beschäftigt, den Schlag zu verdauen, da verteilte die Jüngere mit den Fingern ein wenig von der zähklebrigen Masse aus der Schüssel in Hazels Achselbeuge. Ein kurzes Brennen, ein kurzes Drücken, dann ein Reißen. Beißender Schmerz. Mitsamt der klebrigen Masse hatten sie ihr die Haare unter den Achseln ausgerissen, und so sehr sie sich wehrte, sie beachteten sie gar nicht und setzten die Tortur einfach auf der anderen Seite fort. Tränen liefen ihr über die Wangen, ihre Haut brannte, juckte, spannte, aber es wurde noch schlimmer. Kaum waren sie mit ihren Armen fertig, griff die Verstümmelte nach ihren Fußknöcheln und riss mit einem kräftigen Ruck ihre Schenkel auseinander. Scham und Wut explodierten hinter Hazels Stirn. Sie trat, fluchte, wand sich unter dem unnachgiebigen Griff, bis sie es tatsächlich schaffte, einen Knöchel zu befreien. Dann den anderen. Schneller, als sie es sich zugetraut hätte, glitt sie von der Marmorplatte herunter und war auf den Beinen, hechtete in Richtung der Tür. Eine Hand packte sie am Arm, riss sie zurück, sie schlitterte auf dem feuchten Untergrund. Ein weiterer Schlag ins Gesicht warf sie zu Boden. Während die Jüngere sie an den Schultern niederhielt, kniete sich die Ältere auf ihren Unterkörper. Ein wütender arabischer Wortschwall ergoss sich über sie, während die dreifingrige Hand sich in ihre Wangen bohrte und sie zwang, in das hübsche Gesicht der Frau zu sehen. Während sie schimpfte, keifte und zeterte, kniff sie ihr in die Spitzen ihrer Brüste, verteilte weitere Mauschellen, Knüffe und leichte Schläge. Bevor Hazel wirklich begriff, was hier geschah, riss sich die Frau zwischen zwei Ohrfeigen den Saum ihres eigenen Gewandes nach oben, raffte es so weit über ihren Schoß, bis Hazel ihre Scham erkennen konnte. Geschockt kniff sie die Augen zusammen, doch sofort wurde an ihrem Kopf gerüttelt, bis sie aufgab und die Lider wieder hob. Was sie sah, trieb ihr erneut Tränen in die Augen. Der Schoß der anderen Frau war komplett enthaart. Deutlich konnte sie die fleischigen Lippen erkennen, die sich, einer Muschel gleich, um ihr Geschlecht schlossen, die kleineren Falten, die dazwischen hervordrangen, und einen winzigen Knoten am oberen Rand. Wild gestikulierend deutete die Frau auf ihre eigene Scham, dann auf die von Hazel, die züchtig bedeckt war mit einem Vlies goldener Locken, und schließlich auf die dritte Anwesende mit der Schüssel in der Hand. Zwischen all dem verstand Hazel nur einen Namen. Scheich Djamal. Immer wieder Scheich Djamal. Und sie begriff.

Das waren keine gewöhnlichen Sklavinnen, mit denen der Barbar sie weggeschickt hatte, um sie zu waschen. Es waren Mätressen des Scheichs, ihre Körper für den Mann, dem sie gehörten, nichts als Gebrauchsgegenstände, die instand gehalten werden mussten, wie es ihm beliebte. Der junge,

energische Scheich brauchte offenbar viele Frauen, um bei Laune gehalten zu werden und er wollte sie haarlos wie junge Mädchen.

Ihre Gegenwehr erstarb. Sie begriff, dass es nichts mehr gab, was sie vor ihrem Schicksal bewahren konnte. Heiße Tränen liefen ihr über die Wangen, als ihre Schenkel wieder auseinandergezogen wurden, und sie wusste nicht, was mehr schmerzte. Die Prozedur, mit der sie ihres letzten Schutzes beraubt wurde, oder das Wissen, was bald schon auf sie zukommen würde.

Über die Treppe im Inneren des Serails erreichte Djamal den weitläufigen, von kantigen Säulen aus bemaltem und lackiertem Sandstein getragenen oberen Korridor. Er trat durch den Perlenvorhang auf die Terrasse, wo ihn der schwere Duft der pinkfarbenen Kletterrosen empfing, die Lady Nuur an der Wand des Obergeschosses hinaufwachsen ließ. Bis zu drei Meter tief war der humusreiche Gartenboden, den Sklaven nach der Erbauung des Hauses aufgebracht hatten, importiert auf Schiffen aus China und Indien. Pfade, aus glänzend polierten Marmorplatten gelegt, kreuzten die Beete. Heckenrosen begrenzten die Anlage und vereitelten allzu neugierige Blicke in die Fenster der Scheichmutter. Pergolen, so hoch wie zwei Männer, boten Rankhilfen für Nuurs meistgeliebte Variationen, Kletterrosen aus ihrer Heimat. Djamal atmete tief durch und durchquerte das blühende Paradies.

Der Seidenvorhang am Eingang zu Nuurs Reich war zurückgeschlagen. Eine Einladung. Seine Stellung bedeutete, dass er nirgends, nicht einmal hier, eine solche Einladung brauchte. Aber Respekt forderte von ihm, seine Mutter nur aufzusuchen, wenn sie ihn einlud.

Witwen eines Scheichs wurden von der Gesellschaft ausgeschlossen. Nicht verstoßen, aber sie pflegten sich zurückzuziehen, aus der Politik und aus dem öffentlichen Leben. Abu Zenima war der Ort, an dem Nuur ihren Lebensabend ohne ihren Gemahl hätte verbringen sollen. Dafür war der Serail angelegt worden. Doch für Nuur kam es nicht infrage, ihre Tage fernab von ihrem Sohn zu beschließen, und in stillschweigendem Einverständnis war die Anlage, die Tariq für Nuur gebaut hatte, auch zu Djamals Machtzentrum geworden. Im Einklang mit dem, was die Traditionen seines Volkes forderten, hielt Nuur sich aus dem Palastleben fern, blieb hier im oberen Stockwerk für sich, in ihren weit ausladenden Räumlichkeiten, zwischen Kostbarkeiten aus aller Herren Länder und den Annehmlichkeiten, die es in Kairo und Alexandria zu kaufen gab. Doch im Einklang mit dem, was sie sich in ihrer Seele wünschte, verzichtete sie nicht auf den regelmäßigen Kontakt zu ihrem Sohn. Sie wusste genau, was in seinem Leben passierte, was ihn umtrieb, wer ihn besuchte, wer wieder ging. Er brauchte ihr Einverständnis nicht, wen er heiratete, im Gegenteil, dazu waren die Ratsleute da, die diese Entscheidungen trafen, ebenso, was die Konkubinen betraf. Seine Mutter ging das nichts an. Dennoch kannte er ihre Meinung über jede Einzelne von ihnen.

Bei den wenigen Anlässen, wenn Nuur Besuch von außerhalb empfing, trat sie ihrem Gast tief verschleiert entgegen, über und über behängt mit kostbaren Seidenstoffen, Perlen und Edelsteinen. Für das Gespräch mit ihrem Sohn bedurfte es jedoch keiner Maskerade. Sie trug eine bodenlange Tunika aus tiefroter Seide und auf dem Kopf, statt des üblichen Kopftuches, einen Perlenschmuck nach uralter türkischer Tradition. Ein Hochzeitsgeschenk seines Vaters, wusste Djamal. Er trat dicht vor sie hin und neigte den Kopf.

„Lady Nuur, die das Licht nach Arabien bringt“, sagte er ruhig und wartete, bis sie ihre kleine, delikate Hand in seinen Nacken legte und ihre Fingerspitzen unter der Keffiyeh über seine Haut strichen.

Dann erst hob er den Kopf und sah ihr in die Augen. Augen von der Farbe kenianischen Aquamarins, so hell, fast durchsichtig. Genau wie die seinen.

„Setzen wir uns“, sagte sie, ebenso ruhig, aber im Gegensatz zu ihm sprach sie Englisch.

Er lächelte. Ein erster Hinweis darauf, weshalb er hier war. Lady Nuur mochte nicht am Leben im Serail teilnehmen, aber nichts, was hier geschah, entging ihr. Sie wedelte mit der Hand, und ihre Dienerinnen zogen sich in die Schatten zurück. Staubkörnchen tanzten in den Streifen von Sonnenlicht, die durch die raumhohen Fenster hereinbrachen. Das Lachen der Kinder klang so deutlich herauf, dass er die Stimmen erkannte, Yasif und Fayyad und die quirlige Dunyana. Auch Nasir, der mit wachsender Erschöpfung Disziplin einforderte. Nuur hörte es ebenfalls, ein sanftes Lächeln zeichnete ihren Mund weich.

Seine Mutter war gerade erst Mitte vierzig. Als sie an Tariq verheiratet worden war, hatte sie vierzehn Jahre gezählt. Nicht als Sklavin war sie in die Wüste gebracht worden, sondern als Friedensangebot des Paschas und seines Verbündeten, eines englischen Diplomaten. Der Pascha, zu jener Zeit im Kriegszustand mit sämtlichen Volksstämmen außerhalb Kairos und in seiner Machtstellung abhängig von deren Wohlwollen, weil sie ihm ansonsten wieder und wieder das Dach über dem Kopf anzündeten, hatte jahrelang keinen britischen Abgesandten in Kairo dauerhaft geduldet. Durch die Ankunft von Lord George Whiteley sollte diese Lücke gefüllt werden. Whiteley brachte nicht nur englische Waffentechnik mit nach Kairo, sondern auch drei Töchter, die mit Männern verheiratet wurden, von deren Friedfertigkeit die Herrschaft des Paschas über neu gewonnene Landstriche abhing. Mary heiratete einen nubischen Fürstenson. Seit dessen Tod hatte sie sich, vom Gold der Nubier reich geworden, in Alexandria niedergelassen, wo sie einen der opulentesten Haushalte der Stadt am Mittelmeer führte. Constance verschlug es nach Kreta, und das letzte Lebenszeichen von ihr kam nur wenige Jahre später, als der Sultan die Insel wieder an sich riss, weg vom Einfluss des Paschas. Elizabeth war die jüngste der drei Schwestern. Ein zartes, fast durchsichtiges Geschöpf. Djamal erinnerte sich an die Geschichten, die sein Vater ihm erzählt hatte über den Tag, an dem er Nuur, das Licht, fand. Muhammad Ali Pascha hatte den Sohn des Scheichs der Tiyaha nach Kairo geladen, um ihm das kleine Häuflein Frau zunächst vorzustellen, anstatt ihn einfach so mit einer Braut zu brüskieren, die ihm nicht genug war. Krieg mit den Beduinen heraufzubeschwören, lag nicht in der Intention des Paschas, der zu jener Zeit an vielen Fronten kämpfte und die Tiyaha brauchte, um die Sinai zu halten. Eine europäische Braut war ein stolzes Geschenk, auch dann noch, wenn sie als Konkubine gehandelt wurde. Doch Elizabeth, Lady Whiteley, war nicht das, was ein Beduinenprinz brauchte. Das Nomadenleben in der Wüste war hart, und das feengleiche Wesen hätte keine drei Wochen überlebt.

Tariq ibn-Muhammad war zu jener Zeit schon mehr als dreißig Jahre alt gewesen und hatte weder eine Ehefrau noch eine Konkubine. Er hatte zahlreiche Brüder, pflegte er zu sagen, die das Blut fortführen und den Vater beerben konnten, wenn er selbst keine Frau fand. Er war ein idealistischer Träumer gewesen, der zwei Jahre in Paris verbracht hatte und ein weiteres in London. Ein überaus intelligenter idealistischer Träumer. Ein Blick auf das verunsicherte, verängstigte Mädchen Elizabeth hatte genügt. Er hatte sie mit sich genommen in die Wüste, hatte ihr seine Welt zu Füßen gelegt. Er hatte Abu Zenima gebaut, damit Elizabeth, die er Nuur nannte, nicht durch die Wüste ziehen musste. Er war sesshaft geworden, obgleich seine Clans, die Menschen, die er beherrschte, ihre Lebensweise beibehielten. Er hatte für Nuur, die Frau, die das Licht brachte, alles gegeben. Mehrere Totgeburten, weil Elizabeth zu jung und zu zierlich war, um Kinder zu gebären, hatten den Rat wieder und wieder ins Spiel gebracht, hatten die Rufe nach einer Konkubine immer lauter werden lassen, aber diese waren an dem hoffnungslos verliebten Scheich abgeprallt wie an einer Mauer aus Glas. Mit achtzehn hatte Nuur ihren einzigen überlebenden Jungen geboren. Mit knapp über dreißig war sie Witwe geworden.

Für Nuur kam eine Rückkehr in das Land, in dem sie geboren war, nie infrage. Abu Zenima war ihr Zuhause. Die Erinnerung an den Mann, für den sie nicht der klägliche Rest gewesen war, sondern Mond und Sterne und eine Oase in der Wüste. Sie trug die Kleidung ihres neuen Volkes, sie frisierte sich wie sie, sprach wie sie. Wenn sie es nicht wollte, hörte niemand, dass sie eine Fremde war. Sie war eine Beduinenfürstin geworden, ein Kind der Sinai. Djamal lag seiner Mutter zu Füßen, aber sie hatte es niemals ausgenutzt.

Er nahm seine Keffiyeh ab, legte die Stoffbahn neben sich auf den Boden und umschloss ihre zarten Hände mit seinen großen, die Handflächen rau vom Halten der Zügel. In ihren Augen wohnte ein Lächeln, wann immer sie zusammen waren.

„Was hast du mit ihr vor?“, fragte sie.

Wenn sie in ihrer Muttersprache miteinander redeten, konnten die Dienerinnen sie nicht verstehen. Es kam nicht darauf an, Geheimnisse zu haben. Eine Sklavin, die Familiengeheimnisse verriet, verlor zuerst die Zunge, dann eine Hand, zum Schluss den Kopf. Nie hätte eine der Frauen gesprochen. Es ging ihnen um den Augenblick der Zweisamkeit, darum, dass sie miteinander und dem, was sie sich zu sagen hatten, allein waren.

Er blickte auf ihre weißen Hände in seinen. „Ich weiß es nicht“, sagte er. „Ich habe darüber noch nicht nachgedacht.“

„Du hast dich sehr schnell entschieden, sie Azad abzunehmen.“ Sie zog eine Hand aus seinen und strich ihm mit den Fingerspitzen über die Stirn. „Sei vorsichtig, Djamal“, sagte sie. „Es gibt jene in deinem Gefolge, die sich erinnern werden. An das Feuer in den Augen deines Vaters, an seine Entschlossenheit und ...“

Er schüttelte leicht den Kopf und lächelte sie an. „Alles, was ich getan habe, ist, Hazel Fairchild aus den Klauen eines Mannes herauszuholen, der sie benutzt und im Wüstensand entsorgt hätte. Was, findest du, wäre ehrbarer gewesen? Ihn mit ihr ziehen zu lassen? Er hat keine Verwendung für sie.“

„Hazel Fairchild.“ Ihre Stimme schien den Namen zu kosten. Mit den Fingern tastete sie über seine Schläfe, seine Wange hinab, liebte sein Kinn, als wäre sie blind und sehe ihn mithilfe ihrer Fingerspitzen an. „Und du? Hast du eine Verwendung für sie?“

„Es gibt viele Möglichkeiten. Ich kann sie bei Said Pascha eintauschen, oder direkt bei den Bauleuten am Kanal. Ich kann meine Ergebenheit Said Pascha gegenüber beweisen, oder mir Frieden erkaufen bei den Engländern oder den Franzosen. Ich könnte sie hier behalten, bis sie sich erholt hat, und sie dann nach Kairo bringen zu ihren Leuten. Oder ich kann sie ganz behalten. Ich glaube, sie ist eine kluge, junge Frau. Nasir wird alt.“

Sie riss schockiert die Augen auf. „Du willst ... sie soll deine Kinder erziehen?“

„Vielleicht.“ Er lachte. „So viele Möglichkeiten. Ich werde sie eine Weile hier behalten und beobachten. Ich mag es, dass sie Feuer hat. Sie ist mutig.“

„Und schön?“ Es war eine Frage und zugleich auch nicht.

Lachend nahm er eine kandierte Dattel aus der bereitstehenden Schale und steckte sie sich in den Mund. So schön wie der aufgehende Morgen am Khalish an einem klaren Tag, dachte er, doch er sagte es nicht. „Das bleibt abzuwarten. Für den Moment war sie ziemlich dreckig, und ihre Garderobe ließ auch zu wünschen übrig. Ich habe Kifah und Atiya damit beauftragt, das zu ändern. Ich bin neugierig, was sie unter der Schicht an Sand und Staub hervorzaubern.“

Seine Mutter schwieg, als wüsste sie ganz genau, dass er nur die halbe Wahrheit gesprochen hatte.

Die nächste Frucht betrachtete er sehr eingehend, ehe er sie verspeiste. „Ich weiß nicht. Sie ist ... anders. Sie fordert mich heraus, und statt ihr zu zürnen, will ich, dass sie mir widerspricht. Es ist erfrischend. Sie ist keine, die dient, sie ist eine, die verlangt. Selbst Töchter von Clanführern oder Scheichs sind unterwürfiger als sie. In ihren Augen ist Feuer.“ Er blickte auf. „Licht.“

Seinen Versuch, sich zu erheben, vereitelte sie, indem sie sein Handgelenk umfasste. „Djamal. Sei vorsichtig. Dir zuliebe. Und ihr zuliebe. Wenn du sie behältst, dann gibt es Leute in deinem Rat, denen sie ein Dorn im Auge sein wird. Sie wird sehr gefährlich leben, wenn sie Teil deines Harems ist. Und vielleicht wird sie nicht sehr lange leben.“

Ein gellender Schrei drang durch den Säulengang bis in das luxuriöse Gemach der Lady Nuur. Djamal verzog amüsiert das Gesicht. „Im Augenblick klingt es so, als wäre es Kifah oder Atiya, die nicht lange leben wird.“ Er stand auf. Mehr Geschrei, Gezeter, er meinte sogar, sehr undamenhafte englische Flüche zu hören, aber ganz sicher war er nicht. Sich vorzustellen, wie sie Kifah und Atiya das Leben schwer machte, amüsierte ihn und ließ ihn sich wünschen, dabei zu sein, es mit eigenen Augen zu sehen.

Lady Nuur zog besorgt die Brauen zusammen. Er neigte sich zu ihr und legte seine Stirn auf ihre. „Selbst wenn ich sie behielte, Mama“, sagte er zärtlich, das Kosewort wie eine verbotene Süßigkeit auf seinen Lippen. Er sagte es selten. Vielleicht zu selten. „Ich habe dreizehn gesunde Kinder. Es gibt keinen Grund für den Rat, eine Wiederholung der Ereignisse zu fürchten, selbst wenn Hazel hierbleibt. Und ich kann mich nur wiederholen. Ich habe mich noch nicht entschieden.“

Sie seufzte und vergrub für einen Augenblick beide Hände in seinen Haaren, um sich eine Sekunde zu stehlen, die sie einander noch nah sein durften.

Als er sich losmachte und nach der Keffiyeh griff, um sie wieder um seinen Kopf zu schlingen, zwinkerte er sie an. „Du wirst es als Erste erfahren, Mama.“

Es war der Anblick der Kinder, die durch den weitläufigen Garten tollten, der das Band um Hazels Brust ein wenig lockerte. Nur wenige Schritte hinter der Folterkammer, als die sich das Bad entpuppt hatte, erstreckte sich ein kleiner Garten Eden. Üppige Bepflanzung, künstlich angelegte Bachläufe und sogar ein kleiner Teich ließen vergessen, dass sie sich inmitten einer Wüste befanden. Die beiden Sklavinnen, die das Bad vollzogen hatten, begleiteten sie einige Schritte in den Garten und ließen sie dann allein. Verloren stand sie inmitten all der Pracht. Sie sehnte sich danach, unter einem der farbenprächtigen Sonnensegel Platz zu nehmen, um ein wenig zu sich zu kommen, wagte es aber nicht, sich auf den zahlreichen Kissen niederzulassen. Zu fremd war ihr die Umgebung, zu rätselhaft die Sitten, zu blank ihr neuer Körper. Da sie nicht Gefahr laufen wollte, an Ort und Stelle festzuwachsen, straffte sie die Schultern und schlenderte zum Rand des Badeteichs. Zwei Jungen, vielleicht im Alter von zehn und zwölf Jahren, hatten sich dort niedergelassen. Ihre schwarzen Locken waren unbedeckt, fielen ihnen lose in die Stirnen, die gesenkt waren über ein Mühlebrett in ihrer Mitte.

Hazel kannte das Spiel, hatte es selbst oft gespielt und wusste, dass es unter zwei gleichwertigen Gegnern immer mit einem Remis endete. Auf dem Spielbrett vor ihr jedoch hatte sich der Spieler der weißen Steine einen klaren Vorteil verschafft und eine Zwickmühle aufgebaut. Der Junge, der die schwarzen Steine spielte, war so damit beschäftigt, zu versuchen, sich aus dieser misslichen Lage zu befreien, dass er übersah, dass sich ihm an anderer Stelle eine Möglichkeit bot, mit seinem Gegner

gleichzuziehen und seinerseits eine Zwickmühle zu bauen. Er hatte den Zeigefinger bereits auf einem der Spielsteine liegen, um ihn in vermeintliche Sicherheit zu ziehen.

Hazel entwich ein warnender Laut. Irritiert ruckten die Köpfe der beiden Buben in die Höhe. Ihr Herz machte einen Satz, aber sie zwang sich zu einem Lächeln. Jetzt erst erkannte sie, dass der Spieler mit den schwarzen Steinen der Jüngere der beiden sein musste. Kein Wunder, dass er im Nachteil war, ihm fehlte die Erfahrung. Ohne zu überlegen, deutete sie mit dem Finger die Konsequenz an, die sein Zug haben würde, und wies ihm stattdessen die Alternative, den Zug, mit dem er mit seinem Gegenspieler gleichziehen könnte, sodass sie fortan wieder gleichauf lägen. War die Miene des Jüngeren zunächst noch skeptisch, erhellte ein fröhliches Lächeln kurz darauf seine Züge, als er die Absicht hinter dem Spielzug erkannte. Unglaublich weiße Zähne blitzten hinter seinen vollen Lippen auf, seine Augen strahlten.

Leise lachend wollte sich Hazel wieder abwenden, da ließ sie ein zischender Laut innehalten. Ihr Blick traf den des älteren Jungen. Seine Stimme war noch nicht gebrochen, er war vermutlich jünger, als er aussah, aber das, was er ihr ins Gesicht schleuderte, war fraglos eine Beschimpfung. Aus seinen Augen schrie ihr blanker Hass entgegen. Schockiert wich sie einen Schritt zurück und noch einen, als der Übervorteilte aufsprang und mit einer fahrigten Bewegung das Spielbrett vom Tisch fegte. Mit dem Rücken stieß sie gegen eine Wand. Eine weiche, nachgiebige Wand, und vor Schreck schrie sie leise auf.

„Yasif!“

Die Stimme hinter ihr ließ den Jungen innehalten. Mit unverminderter Wut in den Augen setzte er zu einer Erklärung an, deutete mit dem Finger auf sie, ereiferte sich in etwas, das nur eine Schimpftirade sein konnte.

Scheich Djamal in ihrem Rücken erwiderte etwas. Nur ein einziges Wort, das den Heranwachsenden zusammenzucken ließ. Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, wie der Scheich die Hand hob und in eine Ecke des Gartens deutete, wo ein älterer Beduine mit weiteren Kindern im Schatten saß. Noch während Hazel damit beschäftigt war, ihr Herz zu überreden, sich zu beruhigen, trollten sich die beiden Jungen, und Djamal umfasste ihren Oberarm.

„Ich entschuldige mich für Prinz Yasif“, sagte er. Ruhig und besonnen, als könnte nicht einmal ein Wüstensturm ihn zum Schwanken bringen. „Mein Sohn hat das Blut eines Kriegers, aber noch nicht die Beherrschung eines Mannes. Noch hat er den Respekt zu lernen, mit dem ein Mann einer Dame gegenübertritt.“

„Das ...“, sie stockte mitten im Satz. „Das ist Ihr Sohn?“ Mit neuem Interesse musterte sie ihn. Obwohl das Tuch, das er immerzu um den Kopf trug, den größten Teil seines Gesichtes in Schatten tauchte, hätte sie schwören mögen, dass er nicht deutlich älter war als sie selbst mit ihren zwanzig Jahren. Der Junge war mindestens elf, vielleicht schon zwölf.

Der Scheich lachte gutmütig. „Er ist zehn Jahre alt“, sagte er, als hätte er ihre Gedanken erraten. „Mein Ältester. Ich darf darauf hinweisen, dass Männer und Frauen meines Volkes in jungem Alter zusammenfinden, um Kinder zu zeugen und dafür zu sorgen, dass die Tiyaha weiter existieren, lange, nachdem wir schon zu Sand geworden sind. Prinz Yasif ist mein Kind, ebenso wie die anderen Prinzen und Prinzessinnen in diesem Garten.“

Verwirrt folgte sie seinem Blick. Das war eine halbe Schulklasse von Kindern. Unmöglich, dass sie alle von ihm waren.

„Der Garten des Harems ist ausschließlich der königlichen Familie vorbehalten. Den Kindern des Scheichs, seinen Frauen und“, seine Augen bereisten ihren Körper auf eine Weise, dass ihr heiß wurde, „bevor Sie fragen können, was Sie hier machen, seinen Gespielinnen.“

In ihrem Bauch zog sich die Hitze zusammen, explodierte in einem Blitz aus Wut. Mit einem Ruck entzog sie ihm ihren Arm. „Ich bin nicht Ihre Gespielin“, schleuderte sie ihm entgegen. „Ich bin eine Gefangene. Eine Geisel. In Übereinstimmung mit den Anweisungen meiner Regierung und den Zugeständnissen des Paschas ist es in diesem Land verboten, Sklaven zu halten. Ein Mann von Ihrer Intelligenz sollte sich dessen bewusst sein. Sie machen sich strafbar, wenn Sie mich gegen meinen Willen festhalten, und Sie verspielen das Fünkchen Ehre, das ein Mann wie Sie vielleicht besitzt, wenn Sie mir Leid zufügen und mich zu einer von ...“, sie verlor den Schwung in simpler Ermangelung der richtigen Bezeichnung für diese Frauen, die für ihn offenbar nichts anderes waren als Zuchtstuten. „Denen“, sagte sie schließlich lahm. „Zu einer von denen machen.“

„Ich mache Sie zu gar nichts, Hazel Fairchild.“ Während sie sich in Rage geredet hatte, erhob er nicht einmal die Stimme. „Sie sind, was Sie sind. Ein Geschenk meines Onkels an mich, seinen Herrscher, als Wiedergutmachung für seinen Ungehorsam. Es gibt besondere Regelungen für die herrschenden Mitglieder der Völker im großen Reich des Paschas. Haushaltungen wie die meine funktionieren ohne Sklaven nicht. Ich darf nicht mit Sklaven handeln, aber die Menschen, deren Familien seit Generationen als Sklaven unter den Tiyaha leben, und die Menschen, die infolge von Ungehorsam der Clanführer zu ihrem Scheich versklavt werden, darf ich als mein Eigentum behalten. Nennen Sie es, wie Sie wollen, doch eine Tatsache bleibt. Egal, wie sehr Sie sich wehren, wie sehr Sie zetern und schimpfen, am Ende des Tages sind Sie in diesem Augenblick mein Eigentum. Wenn Sie meinen Rat hören wollen, Hazel Fairchild, dann arrangieren Sie sich damit. Ich wünsche, dass Sie sich in meinem Haus erholen, dass Sie wieder zu Kräften kommen, ehe ich entscheide, wie mit Ihnen weiter zu verfahren ist.“

Gerade wollte sie zum Protest ansetzen, da verschloss er ihren Mund mit seinem Finger. Federleicht legte er die Kuppe seines Zeigefingers auf ihre Lippen. In seinen Augen spiegelte sich etwas, das sie verdächtig an Mitleid erinnerte, aber die Weichheit erreichte nicht den Rest seiner Miene. Der Zug um seinen Mund blieb hart und unnachgiebig, das Grübchen in seinem Kinn eine harte Furche.

„Nein, Hazel. Sag nichts, bevor du nicht nachgedacht hast. Du würdest es bereuen. Früher oder später. Ich möchte dir noch etwas sagen, das du nicht unterschätzen solltest. Der Scheich beschützt das, was ihm gehört. Wer mein Eigentum beschädigt, verliert etwas von mindestens gleichem Wert. Denke darüber nach.“

Als er mit der Fingerkuppe die Linie ihrer Unterlippe nachfuhr, konnte sie nicht anders als schaudern. Ihr ganzer Körper kribbelte mit einem Mal, vor allem dort, wo die Frauen in dem Bad so grob zugange gewesen waren. Ein fremdes, seltsames Gefühl, als wäre ihre neuerdings haarlose Haut nicht groß genug für ihren Körper. Als sie gehorchte und den Mund unverrichteter Dinge schloss, zupfte ein halbes Lächeln an seinen Mundwinkeln.

„So ist es gut, Malak.“ Er tupfte einen keuschen Kuss auf ihre Stirn, strich mit seinem Daumen flüchtig über ihren Wangenknochen. „Es wird Zeit, dass wir uns unterhalten.“

Nebensächlich und sicher, als hätte er wirklich jedes Recht dazu, ließ er ihren Oberarm los und legte ihr die Hand stattdessen in den Rücken, nur Zentimeter oberhalb der Rundung ihres Gesäßes, um sie zurück in den Palast zu führen, in dem es angenehm kühl sein würde im Vergleich zu der Hitze im Garten.